

Werk

Titel: Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste; Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften

Verlag: Breitkopf

Jahr: 1746

Kollektion: Rezensionenzeitschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556860969_0002

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969_0002

LOG Id: LOG_0058

LOG Titel: Abschnitt

LOG Typ: section

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556860969

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556860969>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



Mykon.

Nch, Freund! was schenk ich dir für dieß so schöne Lied?
So reizend tönt und rauscht kein schnell entstandner Süd,
Kein rascher Uferschlag mit Glimpf gewälzter Wellen,
Kein felsenreiches Thal mit lauten Wasserfällen.

Menalkas.

Nimm erstlich dieß, mein Freund, was ich dir reichen kann,
Nimm dieses schlechte Rohr von meinen Händen an.
Auf diesem lernst ich einst das Lied von meinem Knaben:
Das angenehme Kind, Alexis, reich an Gaben. *
Auf diesem übt ich mich noch ferner, als Poet,
Und sang das zweyte Lied: Wem hütest du, Damót? †

Mykon.

Ich nehms und danke dir und liefre dieses Stäbchen,
Um welches ehedem das liebenswerthe Knäbchen,
Antigenes, umsonst mir in den Ohren lag.
Mich dünkt, es ist ganz hübsch an Knoten und Beschlag.

* So fängt sich die Uebersetzung der zweiten Ecloge an.

† Ist der Anfang der dritten Ecloge, im Deutschen.

IV.

Johann Bödickers Grundsätze der deutschen Sprache mit dessen eigenen und Johann Leonhard Frischens vollständigen Anmerkungen, durch neue Zusätze vermehret, von Johann Jacob Wippel. Nebst nöthigen Registern. Berlin 1746.

659. Seiten in 8.

Die Bemühungen, um die Beförderung der Grundrichtigkeit und Schönheit der deutschen Sprache, verdienen eben so großes Lob,

Lob, als der vormalige Fleiß der Griechen und Römer in ihrer Muttersprache. Haben wir nun Ursache, in vielen andern Stücken der Gelehrsamkeit uns dieselben zu Mustern vorzustellen: so erfordern sie gewiß auch hierinnen unsere Nachahmung. Es gebührt also denjenigen Männern ihr Lob, welche sich mit einer so rühmlichen Arbeit beschäftigen und ihrem Vaterlande damit zu nutzen suchen. Diese rühmliche Absicht hat auch Herr Wippel gehabt, denn er liefert uns aus diesem Antriebe die bödickerische Sprachlehre mit Frischens Anmerkungen, und hat selbst einige neue Zusätze beygefügt. Die erstern beyden sind so bekannt, daß es etwas überflüssiges seyn würde, eine Nachricht davon zu ertheilen: daher wollen wir nur dasjenige anführen, was Herr Wippel bey dieser Auflage geleistet hat. Davon unterrichtet er uns in der Vorrede, in welcher er zu erkennen giebt, daß die Begierde dem Nächsten zu dienen, und die Beyspiele seiner beyden Vorgänger, ihm den Muth gegeben, dem Ansuchen vieler Liebhaber nicht ferner zu widerstehen, und diese Sprachlehre nebst seinen Zusätzen der Welt aufs neue in die Hände zu bringen. Er wisse zwar, daß schon andere deutsche Grammatiken auf Erden sind, und daß Herr Professor Gottsched eine Sprachlehre und Herr Professor Reichard einen gleichmäßigen Unterricht zugesagt haben: dieses aber habe ihn nicht abwendig gemacht, die bödickerische Grammatik von neuem heraus zugeben, weil sie unter denen, welche schon vorhanden sind, die ausführlichste ist; und weil die belobten Männer, welche neue heraus ge-

ben wollen, das Daseyn der bödickerischen Sprachlehre, die sie geliebt haben und noch lieben, vertragen können. Es ist dieselbe schon fünfmal im Drucke erschienen, nämlich 1690, 1701, 1709, 1723 und 1729. Die beyden von 1701 und 1709, und die beyden letzten, sind aber nur verschiedene Abdrücke, die in nichts von einander unterschieden sind: und also haben wir eigentlich nur drey Auflagen, die von einander abgehen; die izige aber ist die vierte Auflage und der sechste Abdruck.

Er liefert uns in derselben die richtigen ungeänderten Grundsätze des Herrn Bödickers nebst seinen Anmerkungen, in ihrer eigentlichen Beschaffenheit; worinnen er sich von Herrn Frischen unterscheidet, als der die bödickerischen Regeln und Anmerkungen nach Gefallen geändert und weggeworfen hat. Er aber giebt jedem das Seinige wieder, und bezeichnet die bödickerischen Anmerkungen mit **B**, und die Frischischen mit **F**. Die Seinigen aber läßt er ohne Buchstaben. Er sagt, er habe nichts weggeworfen, als was zur Sache nicht gehört; und was er weggeworfen, das habe er angezeigt; insonderheit aber habe er die Vorreden weggelassen.

Der Herr Herausgeber verdient also zwar allerdings Lob, daß er einem jeden das Seinige wieder gegeben; wir glauben aber, daß es noch besser gewesen seyn würde, wenn er uns Bödickers völlige Sprachlehre mit allen seinen Anmerkungen ungeändert geliefert, und sich auch dieser oberwähnten mäßigen Freyheit nicht bedienet hätte. Denn er hat nicht nur Anmerkungen weggelassen, welche den
Sinn

Sinn des Verfassers wohl erklären; sondern auch viele kürzer zusammen gezogen: wie wir es bey Gegeneinanderhaltung der eignen bödickerischen Anmerkungen an verschiedenen Orten beobachtet haben. Ja der Herr Wippel hat es auch nicht allemal angezeigt, was er weggelassen; welches er doch in der Vorrede ausdrücklich versprochen. Besonders hätten wir gewünscht, daß die Schriftsteller, die Herr Bödicker zu Ende der Anmerkungen angeführt hat, wären beybehalten worden.

Da bey dieser Art von Schriften, wo bloße Anmerkungen hinzu gethan werden, keine aneinander hangende Erzählung statt hat: so wollen wir theils eine allgemeine Nachricht davon geben, theils etwas anführen, was darinnen besonders ist. Der Anmerkungen sind eine große Anzahl. Die meisten §§. sind damit versehen, einige sind auch weitläufig: überhaupt aber folgen die Anmerkungen dieser dreyen Sprachlehrer alle nach einander; daher man sie bloß durch die Buchstaben am Ende der Absätze unterscheiden muß. In den Seinigen erklärt Herr Wippel bisweilen die Meynung seiner Vorfahren, vertheidiget, verbessert und bestimmt sie auch nach Gelegenheit etwas genauer. So; bestätiget er auf der 92 Seite die Regel Bödickers, daß man die selbstständigen Nennwörter mit großen Buchstaben schreiben solle; und geht also von Herrn Frischen ab, dessen Gründe er aber nicht widerlegt. Dieser letztere wollte uns nämlich dieser Zierde unsrer Sprache darum berauben; weil sie eine beschwerliche Schreiberlast wäre; weil man erst den Unter-

schied unter selbstständigen Nennwörtern, und den Beywörtern wissen müsse, welches man aber den Deutschen nicht zumuthen könne. Allein aus dieser Ursache könnte man alles, was Mühe kostet, verwerfen. Da aber dieser Unterschied seinen Nutzen hat, so billiget ihn Herr Wippel mit Rechte. Auf der 117 Seite fügt er zu dem 24 S. daß Wörter aus fremden Sprachen ihre Grundbuchstaben behalten sollen, diese Einschränkung hinzu: daß es erlaubt sey, die Wörter aus fremden Sprachen nur mit denjenigen Buchstaben zu schreiben, welche man in der Aussprache hört; als für Despreaux, Prideaux, Belleisle, Despro, Prido, Bellile; weil sie der Leser sonst nicht ordentlich aussprechen würde. In diesem Stücke aber, werden wir ihm schwerlich beypflichten können, weil sonst die Namen oft ganz unkenntlich werden, und es den deutschen Namen bey den Ausländern wieder eben so gehen würde. Wer würde z. E. bey den Wörtern Sehne, Burdo, Schalong, Kuang, Arfard, Lord Eschenzler u. lgl. errathen, daß sie die Seine, Bourdeaux, Charlons, Rouen, Cambridge, Orford, Lord Chancellor u. d. gl. vorstellen sollen. Auf der 120 Seite beståtigt er die Regel, man solle keine fremde Wörter in die Sprache mischen. In der Wortforschung billiget er die Declination, zween, zwo, zwey. In der Wortfügung verwirft er die Gewohnheit, in den Participien einen besondern Nachdruck zu suchen, vergleichen manchmal die Dichter thun, die ihnen eine eigene, zuweilen getrennte und verworfene Stellung geben; dadurch aber ihre Schreibart

sehr

sehr dunkel machen, und die Sprache auf einen ausländischen Leisten schlagen. Noch mehrere dergleichen Anmerkungen findet man hin und wieder, die ganz wohl angebracht sind. Jedoch hat es uns bey einigen geschienen, als wenn sie allzusehr auf die allgemeine Sprachlehre giengen; und zur Sache nicht gehörten, z. E. was von den Erklärungen der Grammatik bald im Anfange, von der Wortfügung und ihren Eintheilungen, von der 356 bis 361 Seite; von dem Ursprunge des Barbarismus und Solöcismus, auf der 450 Seite; von unterschiedenen Figuren und andern Dingen vorbringt, welche so allgemein sind, daß sie in allen Grammaticken könnten ausgeführt werden. Dergleichen gelehrte Ausschweifungen nehmen nur den besondern und nöthigen Anmerkungen den Platz weg; und dieses ist auch hier geschehen. Z. E. wenn Bödicker auf der 88. Seite sagt; die neue Schreibart sey nicht anzunehmen: so wäre es wohl nöthig gewesen, zu erklären, worinnen dieselbe damals eigentlich bestanden; und dieses wäre aus den angeführten Schriftstellern leicht zu bestimmen gewesen. Es ist zwar wahr, daß Bödicker sagt, er wolle gar nicht anführen, worinnen sie bestehe; es sey am besten, die Jugend wisse es nicht. Allein wir hoffen, daß Herr Wippel diese Entschuldigung nicht für zulänglich halten wird, etwas wegzulassen, was eigentlich in die deutsche Grammatik und zur Erklärung seines Sprachlehrers gehört. Wäre gleich kein anderer Nutzen daher zu gewarten gewesen, als dieser, daß man gesehen, wie sich jederzeit Leute von der wahren

Rechtsschreibung entfernt und auf seltsame Träume gefallen: so würde er doch von ziemlicher Wichtigkeit gewesen seyn, da dieselben auch wohl heute noch ihre Nachfolger und Erneurer finden.

Das besondere, worinnen der Herr Herausgeber hauptsächlich sich unterscheidet, betrifft die Rechtsschreibung. Auf der 16 und 41 Seite redet er von dem Verlängerungs-H. Er meynt nebst einigen andern, es sey dasselbe in der Sprache nicht nöthig, und aus eben dieser Ursache hat er es auch in dieser Sprachlehre weggelassen. Es ist dasselbe schon vielen ein Anstoß gewesen, und etnige alte Sprachlehrer haben darüber nicht einig werden können. Herr Wippel sucht seine Meynung zu beweisen, und zwar durch folgende Sätze, die wir kürzlich anführen und denen wir unsere Antwort beyfügen wollen.

1. Andere Sprachen wissen von keinem Verlängerungs-H. die Lateiner schreiben nicht amahre sondern amare. Erstlich ist zu merken, daß die lateinische Sprache nicht die Regel oder das Muster aller Sprachen ist: und an sich selbst viel besondres hat, welches die Griechische z. E. schon nicht gehabt. Was wäre es nun, wenn die Deutsche darinn auch was besonders hätte; und also von andern Sprachen abgienge, welche nichts davon wissen? Ferner ist es gewiß, daß doch einige Sprachen und sonderlich die ältesten, gewisse Merkmaale haben, die Länge und Kürze ihrer Selbstlauter auszudrücken, ob sie gleich kein h dazu gebrauchen. 3. E. Die Hebräer machen ihre kurze und lange Selbstlauter verschiedentlich, und die Griechen haben ihr s
und

und η , o und ω ; der Accente vor iso nicht zu gedenken. Es haben also einige Sprachen etwas, das der unsrigen gleich kömmt.

2. Einw. Man hört das h in der Aussprache nicht: warum soll man es denn schreiben? Antwort. Zeigt es die Länge des Selbstlauters an, wie es wirklich thut, so hat es doch seinen Nutzen. Sollten aber alle Buchstaben weggeworfen werden, die man nicht aussprechen hört, so würden viele und insonderheit die Doppellauter ihren Abschied bekommen, und man würde nicht die, diese; sondern di, dise schreiben müssen, wie auch neulich einige Sonderlinge zu thun angefangen. 3. Einwurf. Man müßte alle lange Lautbuchstaben entweder gedoppelt schreiben, oder ihnen allen ein h anhängen. Warum geschieht es aber nur in einigen? Antwort, weil die gegenseitigen Kunstrichter nicht so kühn sind, etwas wider den allgemeinen Gebrauch einzuführen. Denn der alte Gebrauch eines Volkes rechtfertiget in willkürlichen Dingen manches; wie schon Horaz erkannt hat:

Si volet VSVS,

Quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi.

4. Einwurf. Die Aussprache ist etwas willkürliches, daher sprechen manches Landes Einwohner die Sylben mit dem h kurz aus. Antwort. Nach der besondern Aussprache kann man sich nicht richten; denn sonst haben wir in allen Städten andere Orthographien zu gewarten: sondern man muß die rechte und gewöhnlichste zu Rathe

Rathe ziehen, die in denen Landschaften gilt, worinn dem gemeinen Ruffe nach, bey Hofe das Deutsche am besten gesprochen wird. 5. Einwurf, warum schreibt man es in solchen Sylben, welche schon wegen ihres Selbstlauters oder Doppellauters lang sind, als in Aehren? Antwort, ebenfalls zum Unterschiede der Länge: denn in Aeltern ist eben dieser Doppellauter, der in wählen, vermählen, zählen, steht: und er wird doch anders ausgesprochen.

Auf der 41 Seite hat er Gelegenheit wieder davon zu reden, und erklärt sich so. 1. Das Verlängerungs h als ein Verlängerungs h ist ein Unding. Daher muß es nicht geglaubt werden. 2. Soll es nur ein Zeichen des langen Selbstlauters seyn, so ist es doch nicht allgemein angenommen, und macht viele Zweifel und Unordnungen, darum kann es überall wegbleiben, sonderlich bey allen Diphthongen. Bey diesen zweyen Regeln berufen wir uns theils auf obige Anmerkungen, theils auf das zarte und ekle Auge unparteyischer Leser. Dieses wird ohne Zweifel einen Widerwillen spüren, wenn es z. E. eine Zal, Wal, zälen, wälen, felen, ser, mer, lere, leren, gebären, keren, verferen, vermeren, u. d. gl. Wortgespenster mehr erblickt, die sich mit nichts, als dem Eigensinne ihrer Erfinder schützen können. Die folgenden Regeln sind desto richtiger. 3. Ist das h ein Stamm h, so muß es nicht für ein Verlängerungs h angesehen werden. 4. Man muß es nicht mit den Aspirations h vermengen

mengen und mit einigen für theilen, teilen schreiben.

5. Kommt das h in der weitem Flexion zur Aussprache, so muß es als ein Stamm-h angesehen werden.

6. In gleichlautenden, aber verschiedene Bedeutungen habenden Wörtern könnte man es als ein Zeichen des Unterschiedes etwan noch passiren lassen. Jedoch ist es so unvermeidlich nicht. Damit der Herr Wippel sehe, daß wir nicht befürchten, seine Gründe möchten zu stark seyn, so wollen wir noch einen anführen. Er besteht in dem Beispiele derjenigen, welche schon vor drehhundert Jahren, Lere, ir, ire, Pre, verloren, Jar; an statt Lehre, ihr, ihre, Ehre, verlohren, Jahr geschrieben haben. Allein zu allem Unglücke haben wir noch ältere Schriften, darinnen sich das h befindet, und folgende drey Gründe dazu.

1. Es würde nur wider eine fast allgemeine Gewohnheit seyn; und der Gebrauch hat allemal ein großes Recht.
2. Es würde Dunkelheit und Zweydeutigkeit verursachen. Denn wie wollte man in und ihn, im und ihm und so ferner unterscheiden? Der Herr Herausgeber sieht dieses auch selbst ein, und ist so freygebig, daß er es hierinnen erlaubt.
3. Es würde die Aussprache der Anfänger und Ausländer verwirren und die Schwierigkeiten häufen.

Auf der 25 Seite sagt er von dem y seine Gedanken mit diesen Worten: „Das y unterscheidet die gleichlautenden Worte nicht in dem Schalle und der Aussprache, sondern nur dem Schreiben nach, z. E. seyn esse und sein suus. Wozu aber bedarf man dieses Unterschiedes, der so nicht einmal

„mal durch die ganze Sprache beobachtet wird;
 „Man kann aus dem Zusammenhange der Rede
 „gleich einsehen, wenn ein Wort einen andern Be-
 „griff andeutet, als dasjenige, mit dem es etwan
 „einerley in der Aussprache und dem Schreiben ist.
 „Gebet, date, und Gebet precatio, Reise iter, und
 „reise, proficiscere, kann ja der Leser so leicht dem
 „Begriffe nach, von einander absondern, daß man
 „gar keinen erheblichen Grund findet, solchen Buch-
 „staben y sogleich in die Sprache mit aufzunehmen.
 „Auch die Lateiner wollen ihn so ungern leiden,
 „und die deutschen Schreiber haben ihn oft nur als
 „einen unnützen Zierath unter ihren Zügen ange-
 „bracht. Wir haben diese Ursachen deswegen mit
 „seinen eignen Worten angeführet, damit der Leser,
 „der etwan keinen Beweis darinnen finden möchte,
 „nicht argwohnen könne: wir hätten ihn aus Furcht
 „vor seiner Stärke, in unserer bloßen Erzählung ver-
 „lohren. Es ist auch sehr leicht darauf zu antworten.
 „Das y ist der Deutlichkeit wegen nöthig. Denn
 „junge Leute und Ausländer können doch wohl seyn
 „von sein, viel eher unterscheiden, wenn beyde verschie-
 „den geschrieben sind. Es ist auch ein allgemeiner Satz
 „aus der philosophischen Sprachlehre, daß soviel als
 „möglich, alle verschiedene Begriffe und Gedanken
 „mit verschiedenen Zeichen angedeutet werden sollen.
 „Je besser eine Sprache den beobachtet, desto deut-
 „licher ist sie; je mehr Zweydeutigkeiten sie aber hat,
 „desto schlechter ist sie zu achten. Und was ist es nöthig,
 „aus dem Zusammenhange erst zu erkennen, was
 „durch die Sache selbst geschehen kann? Auf diese
 „Art

Art könnten sich alle diejenigen, welche zweydeutige Worte gebrauchen, damit entschuldigen: es sey aus dem Zusammenhange klar, in welchem Verstande man das Wort brauche; und man dürfe nur das Vorhergehende und Folgende zusammenhalten, und einige Seiten wieder überlesen, so würde man es mit leichter Mühe einsehen. Allein es ist so weit gekommen, daß diejenigen, welche dunkle Gedanken haben, durch die Schreibart noch dunkler zu werden sich bemühen; und sich daher auch einer dunkeln Rechtschreibung bedienen. Wie wollten alsdann die Schriften nicht tieffinnig werden! Es ist wahr, daß der Sinn, gebet date, und Gebet precatio, unterscheidet; aber dennoch unterscheidet man sie größerer Deutlichkeit wegen, in den Anfangsbuchstaben und mit dem *Z* welches dem letztern mit Recht hinten angehängt wird. Hingegen ist es falsch, daß man keinen Grund habe, das *y* in die deutsche Sprache aufzunehmen. Denn einmal soll es nicht erst aufgenommen werden, sondern es hat sich schon darinnen befunden, ehe man es widerrechtlich herausgestoßen hat. Die Alten schrieben schon vor etlichen Jahrhunderten, *Paradeys, schray, sy, by, eylet, an* statt *Paradeis, schrey oder schreue, sey, bey, eilet*; und es wurde sonderlich zu Ende anstatt des *i* und *ei* gebraucht, wie dieses die Engländer und Holländer noch diese Stunde thun; und worinnen es mit dem *s* eine Gleichheit hat, das am Ende eine andere Gestalt, als im Anfange und in der Mitte bekommt. Ferner giebt schon *Butschky*, der doch sonst eine Menge ungereimter Dinge auf die Bahn bringt, in seiner hochdeutschen Kanzley und

zwar

zwar in dem hochdeutschen Schlüssel zur Schreibrichtigkeit folgende Regel auf der 14 Seite: „Wahr ist es, daß das kurze (i) kein Ende oder Schlußbuchstabe ist, und niemals das Wort oder die Sylbe, so naturgemäß auf ein i ausgehen, schlüssen soll; sondern es wird an dessen statt das y zu schärferer Aussprache gesetzt, als: zwey, drey, frey, Bley, 2c. Und auf der 15 Seite: „das y wird in der Mitte selten gebraucht; es wäre denn in zusammengesetzten Worten als frey-willig, frey-gebig, dreysältig.“ Diese Anmerkungen nebst der allgemeinen Regel: unterschiedene Worte unterscheide mit verschiedenen Buchstaben; sind wichtige Gründe, wider die Ursache, weil die Lateinische Sprache ihn nicht gerne leidet, von keinem Gewichte ist, da wir eben nicht nöthig haben, unsere Sprache auf lateinischen Fuß zu setzen.

Auf der 113 Seite giebt Bödicker den Rath: Man solle die Rechtschreibung aus guten Büchern erlernen. Herr Wippel fügt hinzu, man solle nebst denen von Bödickern angeführten Schriftstellern, unter den neuern sonderlich diejenigen lesen, welche die Rechtschreibung der Leipziger deutschen Gesellschaft angenommen haben. Wir sind mit dem Herrn Wippel hierinnen einerley Meynung; aber wir wundern uns, wie er diese Schriftsteller hat anführen können, da sie in den meisten Stücken von seiner Rechtschreibung abgehen und in allen Zeilen das Gegentheil zeigen. Denn wo schreiben Opitz, Flemming, Gryphius und andere vom Bödicker angeführte Schriftsteller, und die hiesige deutsche Gesellschaft, Son, sei, teutsch

deutsch u. s. f. an statt Sohn, sey, deutsch. Hätte er nicht diejenigen anführen sollen, welche diese Verwirrung und Unordnung aufgebracht, und sich aus Mangel einer genungsamten Einsicht in die deutsche Critik, und aus einer kühnen Begierde zu Neuerungen, davon entfernt haben? Hätten diese nicht als Muster einer Rechtschreibung, die er billiget, sollen vorgestellt werden? Jedoch vielleicht können diese es nicht in der Orthographie überhaupt, sondern nur in den Abweichungen seyn.

Auf der 123. Seite verwirft er die Gewohnheit, fremde Wörter nicht zu decliniren, wenn sie gleich keine deutsche Endungen an sich nehmen können; da wir doch andere Völker hierinnen zu Vorgängern haben, auch keinen Nutzen, aber wohl Beschwerlichkeit dabey finden; sonderlich wenn unstudirte Leute griechische oder lateinische Namen decliniren sollen: da wir ferner keinen Grund haben, sie in unsrer Sprache nach den Regeln der ihrigen zu verändern, welches auch die Lateiner mit den griechischen Namen nicht gethan haben; und da es endlich verdrießlich seyn würde, den Deutschen zuzumuthen, die Declinationen der Lateiner, Griechen, Hebräer und anderer Völker zu erlernen. Seine Meynung bestätiget er mit diesen Worten, „Sie machen den singularem und pluralem zu einerley Ding. Daher sagen sie getrost: Gymnasiums und Schulen sind die Pflanzgärten des gemeinen Wesens. Eben so machen sie auch den *Genitivum* und sprechen: das Licht des Evangeliums, der Geburtstag des Gymnasiums. Wie

Bücherf. II. B. 6. St. 11 necksch

„neckisch aber klingt das? Uns scheint es zwar in diesen Exempeln auch neckisch zu klingen; daher man diese Redensarten leicht ändern könnte: allein wenn es auch in diesen Wörtern etwas ungewöhnlich ist, so wird es doch gar nicht neckisch klingen, wenn man sagt, daß Leben des Cicero, oder noch besser, Ciceros Leben; im Petronius, oder noch besser, im Petron. Wird man es erst in diesen Worten gewohnt seyn, so wird es alsdann aufhören, neckisch zu klingen. Warum will man, fährt er fort, lateinische Worte nicht decliniren, da man ja deutsche decliniren muß? Darauf werden aber die Gegner antworten, weil sie sich nicht nach deutschen Declinationen decliniren lassen, oder keine deutsche Endung bequem annehmen; weil ein Deutscher muß deutsch reden können, ohne die lateinische Sprache zu verstehen; und weil andere Sprachen auch Wörter haben, die nicht decliniret werden.

Diese Proben mögen genug seyn, zu zeigen, worinnen Herr Wippel hauptsächlich abweicht, und was für Gründe er zur Bestätigung seiner Meynung vorbringt. Was die Schreibart anbelangt, so hätten wir nicht vermuthet, in einer Sprachlehre, welche die Reinigkeit der Sprache aupreist, so oft und so viele fremde Wörter anzutreffen. Man findet *usus loquendi*, *termini familiares*, *regulæ dividendi*, *studium Etymologicum*, *Dativi commodi* und *damni*, *honoris* und *contentus*, *Exception*, und andere mehr, die man im deutschen ganz wohl ausdrücken könnte: zugeschwiegen, daß die grammaticalischen Kunstwörter meistentheils lateinisch gebraucht

gebraucht sind; die doch bereits in den Schottelischen Stielerischen und andern alten Sprachlehren, imgleichen in den deutschen critischen Schriften, längst deutsch übersetzt und heute zu Tage bekannt genug geworden sind. Eben diese lateinischen Kunstwörter werden öfters declinirt, und daher nach einer von ihm gegebenen Regel mit lateinischen Buchstaben geschrieben, welches eine bunte Mannigfaltigkeit macht, und lieblich anzusehen ist: zugeschweigen daß es seine deutsche Grammatik, dem Frauenzimmer, und allen Unstudirten unbrauchbar macht, für die sie doch eigentlich geschrieben seyn sollte. Einige Redensarten haben uns auch nicht allzu gut und richtig geschienen.

In der Vorrede z. E. sagt er von Bödickern und Frischen; Die schon vollendeten Männer, welches vielleicht an statt consummatissimi viri wird stehen sollen. Das Geboth stellen, anstatt befehlen; Ich muß noch lange lernen, ehe meine Einsichten aufhören sollen, in der Vergleichung mit dem hohen Wissen solcher Vorgänger ein Garnichts zuheißen; seinem Entschlusse die Thätlichkeit gönnen; ihre Weisung bekommen, an statt abfertigen oder wiederlegen; teutsch machen, an statt ins Deutsche übersetzen. Und auf der letzten Seite soll nicht der geneigte Leser, der es bisher gethan hat, sondern die Geneigtheit die Druckfehler bessern. Dergleichen Redensarten, die vielleicht in andern Büchern können übersehen werden, müssen in einer deutschen Sprachlehre vermieden werden: damit man seine

Lehren alsobald mit den Beyspielen bestätige. Ueberhaupt aber halten wir des Herrn Herausgebers Absicht, der Welt zu dienen, für lobenswürdig, und wünschen, daß seine Bemühungen um die deutsche Sprache eben so wohl mögen erkannt werden, als edel seine Absicht ist; da er sich bemüht, der Jugend eine Liebe zu unserer Sprache einzulösen, und sie durch seinen Unterricht zu Erlernung derselben anzuführen.

V.

Streit unter den Anhängern Homers und Virgils*.

Der jüngere Herr Boivin verfertigte im 1706. Jahre eine Historie von dem Streite, der sich in der Mitte des XVI. Jahrhunderts unter den Platonikern und den Anhängern des Aristoteles entsponnen; und diese Geschichte steht im zweyten Theile der Nachrichten (Memoires) dieser Akademie gedruckt.

Die Aehnlichkeit der Materien veranlassete eben diesen Herrn Boivin im 1707. Jahre eine Geschichte von derjenigen andern Art eines bürgerlichen Krieges zu verfertigen, der sich vielleicht nicht so bald endigen wird, nämlich der Streit, zwischen den Anhängern Homers und Virgils. Dieses zweyte Stück hätte sowohl gedruckt werden können, als

* Siehe Hist. de l'Acad. des Inscr. & Belles Lettres
T. I. p. 227. seqq.